

Tagebuch

Sendungen um den 20. Juli

Geschichten von gestern

Auffällig ist, was sich — zufällig oder nicht — im Fernsehprogramm um den 20. Juli gruppierte: Am 19. Juli durfte Fritz Hippler, ehemals Reichsfilmintendant unter Goebbels, wortreich die ARD-Reihe „Gestern“ eröffnen. Am 20. Juli traten in der Sendung „Mein Vater starb als Held“ (ebenfalls vom WDR) die Söhne dreier Widerstandskämpfer an die Öffentlichkeit. Zuvor noch am Nachmittag desselben Tages brillierte das „Geliebte Ilseken“ mit ihren humorigen Altersweisheiten über Kaiserreich, Weimarer Republik und nationalsozialistische Diktatur. Nach den vermeintlichen Geschichtsgrößen und den Söhnen der Widerstandskämpfer kamen am 21. Juli im ZDF die vollkommen unheroischen Überlebenden des Holocausts zu Wort — „Damit es nie wieder geschieht“.

Allen Sendungen gemeinsam war das Gespräch. Die Filmregisseure verstanden sich nicht als Geschichtenerzähler, die im Gefolge der „Holocaust-Euphorie“ mit möglichst identifikationsreicher fiktiver Nachbereitung von historischen Vorgängen Emotionen wecken oder Betroffenheit erzeugen wollten. Sie betrachteten sich als Reporter, die im Umgang mit noch Lebenden die „Gegenwart der Geschichte“ zu demonstrieren versuchten. Gemäß der immer noch wirksamen Augenzeugenideologie bemühten sich die Interviews mit Zeitzeugen um Authentizität. Was sich jedoch als authentisch darlegte, war zu meist nur die Reproduktion eines in den letzten dreißig Jahren entstandenen offiziellen Geschichtsbildes. Wersatzstücke der medialen Geschichtsaufarbeitung vermengten sich zusehends mit den zwar entblößenden, aber kaum mehr geschichtsträchtigen persönlichen Erfahrungsberichten.

Daß sich Geschichte im Privaten manifestiert, schien der Leitsatz für alle Gesprächsführer zu sein. Dementsprechend versuchte man, Personen zu zeigen und keine „Zustände“, fügte aber, weil eine fünfzig- oder sechzigminütige Porträtaufnahme wohl zu langweilig geraten wäre, historisches Material, Archivaufnahmen, sogenannte Dokumente, hinzu. Die intendierte Be-

ziehung von historischem Dokument und persönlicher Geschichte wurde dabei recht unterschiedlich ins Bild gesetzt oder zur Sprache gebracht: In der Reihe „Gestern“ etwa sollte es weder um „Entschuldigung noch um Abrechnung“ gehen. Infolgedessen ließ man das Aufgereichte in nahezu historischer Manier für sich selber sprechen. Da der Redakteur dieser Reihe, Jürgen Rühle, das „Fernsehen nicht als Volkshochschule der Nation“ betrachtet und keine Sendungen für „unbedarfte Zuschauer“ machen wollte — denn die habe Goebbels durch Hitler zur Genüge verbrochen —, bemühte er seine „hohe Meinung“ vom Zuschauer und entzog sich geschickt der eigenen Positionsbestimmung.

Paul Karalus, der Filmemacher, unternahm den Versuch, seine im Beitrag selbst kaum zu bemerkende kritische Einstellung als Fragesteller wenigstens in einem Pressegespräch herauszukehren. Die vorgebliche didaktische Orientierung diente hier als Verbrämung eines ängstlichen Ausgewogenheitsbemühens. Lobenswert und auch wirksam wäre die Hochschätzung des Publikums gewesen, wenn sie sich filmisch niedergeschlagen hätte, etwa durch den kontrapunktischen Einsatz der Bild- und Tondokumente.

Die Einblendungen von Ausschnitten alter Propagandafilme schließlich — die bis heute noch nicht an Wirksamkeit verloren haben und vereinzelt von den Sendern ausgestrahlt werden — zogen den Betrachter nur stärker noch in eine Gedanken- und Gefühlswelt hinein, aus der er sich eigentlich doch zu befreien versuchte.

In Wolfgang Korrühns Beitrag „Mein Vater starb als Held“ hingegen bildeten Dokumentations- und Gesprächsteil eine kritische Einheit und praktizierten eine selten gewordene dialektische Form der Geschichtsbetrachtung: Das Historische war immer auch Gegenwärtiges, die Lebenden galten immer auch als geschichtliche Personen. Korruhn bildet eine löbliche Ausnahme, denn auch Bernd Mosblechs Debütfilm „Mein geliebtes Ilseken“, und selbst Heinz Hemmings Reportage vom Jerusalemer Tref-

fen der Überlebenden des Holocausts demonstrierten wieder nur den rein illustrativen, lediglich schnittverdeckenden Einsatz von Archivaufnahmen. Die beziehungslose Nebeneinanderordnung von Dokument und Reportage ist trotz aller Echtheitsbetonung nur noch geringfügig wirksam, weil diese Form der „Geschichtsarbeit“ eine schon im Übermaß vermarktete oberflächliche Geschichtsabbildung wiedergibt, die immer mehr als Ersatz für die persönliche Aufarbeitung dient und Betroffenheit oder Nachdenken kaum mehr erzeugen kann.

Die konsumträchtige Vervielfältigung erschreckender Dokumente und die leider schon floskelhaft gewordenen Erfahrungsberichte der Betroffenen — die durch das „Ich habe erlebt“-Verhalten ihre eigene Vergangenheit, also unsere Gegenwart, zu Bilderbuchgeschichten verniedlichen — macht die wirkliche Brutalität unserer Geschichte zunehmend unwirklicher. Dort, wo ehemalige KZ-Häftlinge als Touristen erscheinen, gerät die Wirklichkeit zur Fiktion. Entsprechend wird die Fiktion bald als das Wirkliche betrachtet: dort nämlich, wo Schauspieler so glänzend als KZ-Häftlinge figurieren. Wenn — wie einer der Jerusalemer Teilnehmer vermerkte — das Nichtvergessen die Grundlage für eine zielgerechte Geschichtsarbeit ist, dann haben all diese sicherlich schwierigen Beiträge zum vergangenen und gegenwärtigen Nationalsozialismus wenigstens eine gemeinsame Aufgabe zu erfüllen: das nur scheinbar Vergangene aufrechtzuerhalten als Gegenwärtiges; Erinnerung und „Trauerarbeit“ nicht ersatzweise vorzuspielen, sondern mit kritischer Stellungnahme zu provozieren.

KARL H. KARST